Zweite Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 11. Mittwoch den 11. Januar 1888. 82. Jahrgang.

Heinrich Heine in Potsdam.

(Nachdruck verboten.)

Das Diner im „Einsiedler" war zu Ende; das Menu war vorzüglich gewesen und die zweite Flasche Rüdesheimer hatte uns in die heiterste Stimmung versetzt. Die schöne Frau fing an, mich zu necken, natürlich mit Heine; und die Geister des Uebermuths, die aus den grünen Römergläsern hervorsprangen, gaben ihr wohl die Frage ein: Ob Heine auch wohl in Potsdam gewesen?

Jawohl, meine gnädige Freundin.

Nun denn, so erzählen Sie mir etwas davon, Sie wissen ja gewiß die Adresse, wo er gewohnt hat!

Allerdings, verehrte Freundin, und wenn Sie mir später folgen wollen, so will ich Sie dahin führen, nämlich auf den „hohen Weg" Nr. 12, wo Heine bei einem Herrn Witte vier volle Monate, von Anfang April bis Ende Juli des Jahres 1829, gewohnt hat.

Sehen Sie, das habe ich mir gleich gedacht, daß Sie das Alles so genau wissen, und nun werden Sie mir wohl auch erzählen, was er hier getrieben?

Sie brauchen nur zu befehlen. Heine schrieb hier an dem dritten Band der Reisebilder. Die beiden Abtheilungen desselben: „Die Stadt Lucca" und die „Bäder von Lucca", sind zum größten Theil hier in Potsdam entstanden. Sie sehen also, daß die Sache literarhistorisch nicht ganz unbedeutend ist — und wenn Sie sich jetzt in die Sophaecke setzen und meinethalben sich eine Cigarette anzünden — obwohl ich das bei schönen Frauen nicht leiden kann — so will ich Ihnen mehr und Näheres darüber erzählen.

Bon!

Heine war aus Italien zurückgekehrt. Plötzlich, auf dem Wege nach Florenz, hatte ihn die Nachricht ereilt, daß sein Vater sterbenskrank darniederliege. Sofort eilte der treue Sohn zurück, in dem Glauben, den Vater noch lebend zu finden. Als er in Würzburg anlangte, empfing er die Todesnachricht, welche ihn tiefer als je eine Botschaft ergriffen hat, denn er liebte seinen Vater, und noch viele Jahre später gestand er selbst ein, er könne sich gar nicht vorstellen, daß er wirklich gestorben sei. „Heilige Schmerzen" trieben ihn nun, nachdem er den Sohnespflichten genügt, in die Einsamkeit. Auch sonst war er voll Unmuth und verdrossenen Sinn im Herzen hegend; die Angriffe des Grafen Platen auf seine jüdische Abstammung, auf den „Petrarka des Laubhüttenfestes", den „unverschämtesten Sohn des Stammes Benjamin", hatten ihn tief geschmerzt, dazu aber wirkte noch die Erinnerung an seine eben zurückgelegte italienische Reise mächtig in dem Dichter nach. Alle diese Gefühle und Stimmungen versetzten ihn in eine eigenthümliche Lage; er wollte sich von der Welt zurückziehen, in Ruhe und Einsamkeit seine Reiseerinnerungen niederschreiben. Da zog er nach Potsdam. Sie werden mich nun fragen, warum er gerade Potsdam gewählt?

Darauf, verehrteste Freundin, kann ich Ihnen keine Antwort geben. Wahrscheinlich glaubte er, daß er dort so einsam wie möglich leben und doch auch zugleich, falls in ihm das Bedürfniß nach Zerstreuung erwachen sollte, in dem nahen Berlin dasselbe werde befriedigen können. So war es auch. Schon am 22. April berichtete er seinem Freunde Moses Moser:

„Ich befinde mich wohl und denke und arbeite. — Ach Gott! Wenn ich bedenke, wie wenig ich seit 6 Monaten gedacht und gearbeitet habe, so habe ich gute Gründe, zu denken und zu arbeiten. Ich sehe hier nichts, als Himmel und Soldaten. Bücher sind hier genug, sowie auch Zeitungen.

Die Dummheit der Menschen ist immer dieselbe, nur überall modificirt nach Zeit und Ort. Es giebt keine neue Dummheit unter der Sonne, hätte Salomon sagen können."

Schon aus diesen Worten kann man die Stimmung ersehen, in der sich Heine damals befand. Sie klingt auch in allen folgenden Briefen und Billetten an Rahel, die Gattin Varnhagen's von Ense, sowie an die schöne Friedrike Robert wieder. „Schreiben Sie mir bald", bittet er die schöne Schwäbin, „und erheitern Sie einen Menschen, den ein toller Gram verzehrt." Und ein anderes Mal: „Es ist hier ein fatales Wetter, die Frühlingsblumen möchten gern gemüthlich aufblühen, aber von oben bläst ein kalter Verstandeswind in die jungen Kelche, die sich ängstlich wieder schließen. C'est tout, comme chez nous! flüstert mein Herz, mein Herz, das Sie und andere Leute trotz des schlechten Wetters sehr liebt!"

Mit Sehnsucht blickt er wohl manches Mal nach dem schönen und bewegten Berlin hinüber, wo es alle Tage was Neues giebt, während er nichts zu schreiben hat, — „außer, daß ich Sie liebe, denn ich lebe hier, wie Robinson auf seiner Insel — mein Stiefelputzer ist mein Freitag, die Hausmägde sind meine Lamas u. s. w. . . . . Ich befinde mich in jeder Hinsicht schlecht. Bin ich krank? dumm? verliebt? Wer kann das unterscheiden! Leben Sie wohl und grüßen Sie mir die Welt!"

Im wunderschönen Monat Mai geht es schon etwas besser; das Wetter ist mild und etwas freundlicher geworden, und der junge Dichter ist in der Lage, seiner schönen Freundin erzählen zu können: „Ein ganz einsamer Robinson bin ich hier nicht mehr. Einige Officiere sind bei mir gelandet, Menschenfresser. Gestern Abend, im neuen Garten, gerieth ich sogar in eine Damengesellschaft und saß zwischen einigen dicken Potsdamerinnen, wie Apollo unter den Kühen des Admet. Vorgestern war ich in Sanssouci, wo Alles grünt und blühet, aber wie! Du heiliger Gott! Das ist Alles nur ein gewärmter, grünangestrichener Winter, und auf der Terrasse stehen Fichtenstämmchen, die sich in Orangenbäume maskirt haben . . . Ich armes Ungeheuer, ich armer, verwunschener Prinz, bin so kummerweich gestimmt, daß ich sterben möchte, und ach! wer todt zu sein wünscht, der ist es schon zur Hälfte . . . Ich bin so niedergeschlagen, so zerdrückt, so bedrückt — ach, ich möchte ein Kätzchen sein!"

Freilich, wenn Sie den nächsten Brief Heine's, an seinen Freund Moses Moser gerichtet, lesen, so werden Sie diese Niedergeschlagenheit und Beengniß bald begreifen. Dieser Brief fängt mit den lapidaren Worten an: „Wenn Du mir nicht gleich 40 Thaler schickst, so werde ich auf Deine Kosten hier verhungern!"

Auch sonst hatte der Dichter manchen Grund zum Kummer, selbst nachdem er die 40 Thaler von Moser erhalten. „Das Wetter ist hier so schlecht, daß ich auf die Hoffnung, Dich morgen zu sehen, verzichten muß", schreibt er im folgenden Briefe. „Ich habe mich seit vorigem Sonntag äußerst schlecht befunden und war gezwungen, zu Arzt und Apotheke zu schicken, jetzt geht's leidlich besser. Dieser Tage hat mich auch mein Berleger Campe hier besucht . . . . . Seit meiner Bekanntschaft mit den beiden Cousinen ist meine Seele in Peking, Nanking und Tobozy, ja an Orten, die meine Zunge nicht einmal aussprechen kann."

Also, die beiden Cousinen, habe ich mirs doch gedacht und nun erzählen Sie mir rasch, wer diese beiden Cousinen waren?

Hier verläßt mich allerdings meine literarhistorische Kenntniß. Ich bin nicht im Stande, Ihnen Näheres darüber mitzutheilen, und ich meine, die Literaturgeschichte wird ihren Weg ruhig weiter gehen und unsere Kenntniß Heine's wird dadurch nicht beeinträchtigt werden, wenn wir Beide und auch die Menschheit es nicht wissen, wer diese beiden Cousinen waren; aber einen kleinen Wink mit dem Zaunpfahle giebt uns Heine selber, allerdings viel später und merklich abgeschwächt, dennoch aber wiederum so eigenthümlich, daß es sich verlohnt, näher darauf einzugehen. Es ist in den geisterbleichen „Florentinischen Nächten", wo Heine eine eigenthümliche Geschichte, halb aus Dichtung, halb aus Wahrheit gemischt, erzählt, die uns vielleicht auf die Spur wenigstens einer dieser beiden Cousinen führen kann. Er berichtet uns nämlich dort die folgende Geschichte: „Ja, es ist höchst sonderbar, daß ich mich einst in ein Mädchen verliebte, nachdem sie schon seit sieben Jahren verstorben war. Als ich die kleine Berg kennen lernte, gefiel sie mir ganz außerordentlich gut. Drei Tage lang beschäftigte ich mich mit dieser jungen Person und fand das höchste Ergötzen an Allem, was sie that, und mehr noch an allen Aeußerungen ihres reizend wunderlichen Wesens, jedoch ohne daß mein Gemüth dabei in überzärtliche Bewegung gerieth. So wurde ich einige Monate darauf nicht allzu sehr ergriffen, als ich die Nachricht empfing, daß sie in Folge eines Nervenfiebers ganz plötzlich gestorben sei. Ich vergaß sie ganz gründlich und ich bin überzeugt, daß ich Jahre lang auch nicht ein einziges Mal an sie gedacht habe. Ganze sieben Jahre waren seitdem verstrichen und ich befand mich in Potsdam, um in ungestörter Einsamkeit den schönen Sommer zu genießen. Ich kam da mit keinem einzigen Menschen in Berührung und mein ganzer Umgang beschränkte sich auf die Statuen, die sich im Garten von Sanssouci befanden. Da geschah es eines Tages, daß mir Gesichtszüge und eine seltsam liebenswürdige Art des Sprechens und Bewegens ins Gedächtniß traten, ohne daß ich mich dessen entsinnen konnte, welcher Person dergleichen angehört. Nichts ist quälender, als solches Herumstöbern in alten Erinnerungen, und ich war deshalb wie freudig überrascht, als ich mich nach einigen Tagen auf einmal der kleinen Berg erinnerte und jetzt merkte, daß es ihr liebes, vergessenes Bild war, was mir so beunruhigend vorgeschwebt hatte. Ja, ich freute mich dieser Entdeckung, wie einer, der seinen intimsten Freund ganz unerwartet wiedergefunden; die verblichene Farbe belebte sich allmälig, und endlich stand die süße Kleine bald wieder leibhaftig vor mir, lächelnd, scherzend, witzig und schöner noch als jemals. Von nun an wollte mich dieses holde Bild nimmermehr verlassen. Es füllte meine ganze Seele, wo ich ging und stand, stand und ging es an meiner Seite, sprach mit mir, jedoch harmlos und ohne große Zärtlichkeit. Ich aber wurde täglich mehr und mehr bezaubert von diesem Bilde, das täglich mehr und mehr Realität für mich gewann. . . . . Ich konnte mich nicht mehr losreißen und ich verliebte mich in die kleine Berg, nachdem sie schon seit sieben Jahren verstorben. So lebte ich sechs Monate in Potsdam, ganz versunken in ihre Liebe. Ich hütete mich noch sorgfältiger, als vorher, vor jeder Berührung mit der Außenwelt, und wenn irgend Jemand auf der Straße etwas nahe an mir vorbeistreifte, empfand ich die mißbehaglichste Beklemmung. Ich hatte vor allen Begegnissen eine tiefe Scheu, wie solche vielleicht die nachtwandelnden Geister der Todten empfinden. . . . . Zufällig kam damals ein Reisender durch Potsdam, dem ich nicht ausweichen konnte, nämlich mein Bruder. Bei seinem Anblick und bei seinen Erzählungen von den letzten Vorfällen der Tagesgeschichte erwachte ich, wie aus einem tiefen Traum, und zusammenschreckend fühlte ich plötzlich, in welcher grauenhaften Einsamkeit ich so lange für mich hinlebte. Ich hatte in diesem Zustande nicht einmal den Wechsel der Jahreszeiten gemerkt, und mit Verwunderung betrachtete ich jetzt die Bäume, die längst entblättert mit herbstlichem Reiz bedeckt standen. Ich verließ alsbald Potsdam und die kleine Berg, und in einer anderen Stadt, wo mich wichtige Geschäfte erwarteten, wurde ich durch sehr eckige Verhältnisse und Beziehungen sehr bald wieder in die rauhe Wirklichkeit hineingequält."

Trennen wir nun Dichtung und Wahrheit in dieser Erzählung, so werden wir zunächst zu constatiren haben, daß Heine nicht sechs, sondern nur vier Monate in Potsdam gewesen ist. Sollte aber die Conjectur nicht gestattet sein, in dem anmuthigen Mädchen, welches in Sprache und Wesen der kleinen Berg so ähnlich war, eine der beiden verhängnißvollen Cousinen wieder zu finden? So wird ja wohl heute Literaturphilologie getrieben!

Und nun begreifen Sie auch, meine verehrte Compatriotin, warum Heine in Potsdam in einer so quälenden, mißbehaglichen, traurigen Stimmung gewesen ist. Ja noch mehr, um einmal ein ernsthaftes Wort zu reden: Man wird gut daran thun, wenn man heute die italienische Reise liest und die Ausfälle gegen Platen und viele Andere darin sehr übel vermerkt, auf jene Gemüthsstimmung Bedacht zu nehmen, die den Dichter damals erfüllte, als er in Potsdam diese Arbeiten in ununterbrochener Reihenfolge niederschrieb. Der letzte Brief aus Potsdam ist an den Baron Johann Friedrich von Cotta gerichtet. Er schickte ihm die italienische Reise für das „Morgenblatt" und spricht die Hoffnung aus, daß dieser nichts Anstößiges darin finden möge.

Auch die Thatsache, daß sein Bruder Maximilian den Dichter in Potsdam besucht hat, entspricht der Wahrheit. Dieser hat in seinen „Erinnerungen" uns selbst einen, allerdings nicht ganz genauen Bericht über diese Reise und einen sehr interessanten Besuch, den sie Beide bei Heinrich Stieglitz und seiner Gattin abgestattet, mitgetheilt. Sie fanden da eine herzliche Aufnahme, und Charlotte Stieglitz ließ es sich nicht nehmen, ihnen einen wohlschmeckenden Kaffee vorzusetzen. Dennoch machte das junge Ehepaar auf Beide einen ganz eigenthümlichen, ja ängstlichen Eindruck; eine überquellende dichterische Phantasie trat überall bei ihnen unvermittelt hervor. Stieglitz und seine Gattin waren ernst, Heine dagegen ausgelassen heiter; die Unterhaltung kam auf den Heroismus der Frauen in der französischen Revolution. „Mit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts", rief Stieglitz pathetisch aus, „sind die thatvollen großen Frauencharaktere verschwunden und die Weiber sind hervorgetreten." — „Sie meinen doch die Berliner Waschweiber?" unterbrach ihn lachend Heine. Da verfinsterten sich plötzlich die schönen Gesichtszüge Charlottens. Sie wandte sich zu ihrem Mann, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte mit tiefem, schmerzlichem Ausdruck ihrer Stimme: „Also, Du meinst wirklich, es giebt heut' zu Tage keine Frauen mehr, wie jene Römerin Arria, welche ihrem Manne den blutenden Dolch wie eine Bonbonnière präsentirte?" „Jedenfalls", setzt Heine hinzu, „gehörte er mehr zu den Weibern." Max Heine hat Recht, wenn er in jenen Worten den Schlüssel zu der entsetzlichen Katastrophe im Leben Charlottens von Stieglitz, die sich bekanntlich später das Leben genommen, um ihren geliebten Mann durch einen großen Schmerz zu neuem poetischen Aufschwunge zurückzuführen, gefunden zu haben glaubte. Auf dem Rückwege von diesem Besuch sagte Heine zu seinem Bruder Max: „Weißt Du, Max, die sind nicht glücklich zusammen, die zanken nicht mit einander, sondern hadern mit dem Schicksal; das ist die schlechteste Sorte von Verdruß, und ich sage Dir, entweder er wird verrückt oder sie begeht einen Selbstmord!" Das war im Jahre 1829 und fünf Jahre später flog die Trauerkunde durch Deutschland, daß sich Charlotte Stieglitz ermordet habe . . . . . .

Entsetzlich. Aber ich bin heute nicht in der Laune, an derartige Tragödien zu denken, und ich habe geglaubt, daß Sie mir, wenn Sie das Capitel „Heine in Potsdam" anschlagen, nur Heiteres und Humoristisches erzählen werden!

Wie gerne möchte ich Ihrem Wunsch entsprechen, aber ich meine, Sie haben die Wahrheit verlangt, wie das ja schöne Frauen immer thun, nicht? Nun denn, Sie sollen sie haben. Sie wissen, meine Freundin, daß die zwei größten Uebel im Leben unglückliche Liebe und Zahnschmerz sind; an beiden hat Heine in Potsdam gelitten und die Beschreibung seiner Zahnschmerzen und seine Reise nach Berlin, um sich dort einen kranken Zahn ausziehen zu lassen, ist allerdings humoristischer, als die Berichte von der blassen Berg und von der unglücklichen Charlotte Stieglitz. Es mag vielleicht etwas frivol klingen, aber Sie werden es begreifen, wenn Heine einmal — und zwar zehn Jahre nach seiner Potsdamer Villegiatur — sagt: „Gewährt man mir z. B. die Wahl zwischen einem bösen Gewissen und einem bösen Zahn, so wählte ich Ersteres. Ach, es ist nichts gräßlicher als Zahnschmerz! Das fühlte ich in Potsdam, ich vergaß alle meine Seelenleiden und beschloß nach Berlin zu reisen, um mir dort den kranken Zahn ausziehen zu lassen. Welche schauerliche, grauenhafte Operation!....."

Um Gottes Willen, hören Sie auf, sonst bekomme ich auch noch Zahnschmerzen.

Nein, ich muß Ihnen weiter erzählen, was Heine berichtet: „Sie können sich nicht vorstellen, wie zagen und bangen Sinnes ich während der dreistündigen Fahrt im Postwagen saß. Als ich in Berlin anlangte, war ich wie gebrochen, und da man in solchen Momenten gar keinen Sinn für Geld hat, so gab ich dem Postillon zwölf Groschen Trinkgeld. Der Kerl sah mich mit bedeutsam verächtlichem Gesicht an; denn nach dem neuen Nagler'schen Postreglement war es den Postillonen streng untersagt, Trinkgelder anzunehmen. Er hielt lange das Zwölfgroschenstück, als wenn er es wäge, in der Hand, und ehe er es einsteckte sprach er mit wehmüthiger Stimme: „Seit zwanzig Jahren bin ich Postillon und von je an Trinkgelder gewöhnt, und jetzt auf einmal wird uns vom Herrn Oberpostdirector bei harter Strafe verboten, etwas von den Passagieren anzunehmen; aber das ist ein entsetzliches Gesetz, kein Mensch kann ein Trinkgeld abweisen, das ist gegen die Natur!" Ich drückte dem ehrlichen Mann die Hand und seufzte. Seufzend gelangte ich endlich in einen Gasthof, und als ich mich dort gleich nach einem guten Zahnarzt erkundigte, sprach der Wirth mit großer Freude: „Das ist ganz vorzüglich, soeben ist ein berühmter Zahnarzt von St. Petersburg bei mir eingekehrt und wenn sie an der Table d'hôte speisen, werden Sie ihn sehen."

Heine ging nun zur Table d'hôte, die er „seine Henkersmahlzeit" nannte, welche ihm aber wenig schmeckte; selbst sein Lieblingsgericht, Hammelfleisch mit Teltower Rübchen, widerstand ihm an jenem Tage. Sein Auge suchte fortwährend den schrecklichen Mann, den Zahnbrecher aus St. Petersburg, und mit dem Instincte der Angst hatte er ihn bald unter den übrigen Gästen herausgefunden. „Er saß fern von mir, am Ende der Tafel, hatte ein verzwicktes und verkniffenes Gesicht, ein Gesicht wie eine Zange, womit man Zähne auszieht. Es war ein fataler Kauz, in einem aschgrauen Rock mit blitzenden Stahlknöpfen. Ich wagte ihn kaum ins Gesicht zu sehen, und als er eine Gabel in die Hand nahm, erschrak ich, als nahe er schon meinen Kinnbacken mit dem Brecheisen. Mit bebender Angst wandte ich mich weg von seinem Anblick und hätte mir auch gern die Ohren verstopft, um nicht den Ton seiner Stimme zu vernehmen. Bei diesem Ton merkte ich, daß er einer jener Leute war, die inwendig im Leibe grau angestrichen sind und hölzerne Gedärme haben. Er sprach von Rußland, wo er lange Zeit verweilt, wo aber seine Kunst keinen hinreichenden Spielraum gefunden. Jedesmal ward mir flau zu Muthe und zitterte meine Seele. Mit Verzweiflung warf ich mich in ein Gespräch mit meinem Tischnachbar, und indem ich dem Schrecklichen recht ängstlich den Rücken zukehrte, sprach ich auch so betäubend laut, daß ich die Stimme desselben endlich nicht mehr hörte. Mein Nachbar war ein liebenswürdiger Mann, von vornehmstem Anstand, von feinsten Manieren, und seine wohlwollende Unterhaltung linderte die peinliche Stimmung, worin ich mich befand. Er war die Bescheidenheit selbst, die Rede floß milde fort von seinen sanft gewölbten Lippen, sein Auge war klar und freudig, und als er hörte, daß ich an einem kranken Zahn litt, erröthete er und bat mir seine Dienste an. „Um Gottes Willen, wer sind Sie denn?" „Ich bin der Zahnarzt Meier aus St. Petersburg", antwortete er. Ich rückte fast unartig schnell mit meinem Stuhle von ihm weg und stotterte in großer Verlegenheit: „Wer ist denn oben an der Tafel der Mann im aschgrauen Rock mit den Stahlknöpfen?" „Ich weiß nicht", erwiderte mein Nachbar, indem er mich befremdet ansah. Doch ein Kellner, welcher meine Frage vernahm, flüsterte mir mit großer Wichtigkeit ins Ohr: „Es ist der Herr Theaterdichter Raupach!"

Das ist ja kostbar! Diese Zahnschmerzengeschichte lasse ich mir gefallen. Nun wollen wir aber gehen. Und auf dem Wege nach dem herrlichen Sanssouci erzählen Sie mir nur noch zum Schlusse, wie Heine denn eigentlich Potsdam gefunden. Es ist ja doch wohl nicht möglich, daß die ihn umgebende herrliche Natur nicht seine Leiden gelindert und daß er für den eigenthümlichen Charakter der Stadt und des sie umgebenden Waldtheils kein Interesse gehabt haben sollte!

Doch, verehrte Freundin, es ist möglich. Wenn Sie an die trüben Tage denken, die der Dichter in Potsdam zubrachte, und an den großen Schmerz, der ihn damals in die Einsamkeit bannte, so werden Sie es begreifen, daß er für die Naturreize, die auf uns heute so mächtig einwirken, und für den eigenthümlichen Eindruck, den die Stadt auf uns ausübt, unempfindlich gewesen ist. Dennoch erscheint auch ihm Potsdam als ein historisches Denkmal von dem Geiste Friedrich's des Großen, dessen große weltgeschichtliche Bedeutung der Heine von damals allerdings nicht erfaßt hat, ja überhaupt niemals erfassen konnte. Er schreibt von Potsdam: „Durch seine öden Straßen wandern wir, wie durch die hinterlassenen Schriftwerke des Philosophen von Sanssouci; es gehört zu dessen oeuvres posthumes, und obgleich es jetzt nur steinerne Maculatur ist und des Lächerlichen genug enthält, so betrachten wir es doch mit ernstem Interesse und unterdrücken hier und da eine aufsteigende Lachlust, als fürchteten wir plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, wie von dem spanischen Röhrchen des alten Fritz."

Bedenken Sie wohl, daß Heine diese Zeilen gerade damals schrieb, als er in Potsdam lebte. Vier Jahre später in Paris, da ihn die Furcht vor dem spanischen Röhrchen des alten Fritz nicht mehr befiel, ist sein Urtheil wenigstens noch ungerechter und einseitiger, wenn er auf Potsdam und seine damaligen Verhältnisse zu sprechen kommt: „Ich spazierte dort mutterseelenallein in dem verschollenen Sanssouci unter den Orangenbäumen der großen Rampe. Mein Gott, wie unerquicklich, pedantisch sind diese Orangenbäume! Sie sehen aus wie verkleidete Eichenbüsche, und dabei hat jeder Baum seine Nummer, wie ein Mitarbeiter am Brockhaus'schen Conversationsblatt, und diese numerirte Natur hat etwas so Philiströs-Langweiliges, so Corporalsstöcke-Gezwungenes! Es wollte mich immer bedünken, als schnupften sie Tabak, diese Orangenbäume, wie ihr seliger Herr, der alte Fritz."

Immer und immer wieder müssen wir daran denken, daß Heine in Potsdam nicht sonderlich heiter gestimmt war, und daß, wie er selbst sagte, der Leib mit seiner Seele damals eine Wette eingegangen, wer von beiden ihn am meisten quälen könne. Dann werden wir seine Urtheile begreifen und werden wir, was uns unsympathisch und anstößig in den Angriffen auf Platen ist, entschuldigen, wenn auch keineswegs rechtfertigen können. Wir aber finden Potsdam sehr interessant, und hat das Diner im „Einsiedler" sehr gut geschmeckt, denn wir leiden weder an Zahnschmerz, noch an unglücklicher Liebe. Auch nicht einmal die kleine Berg stört mehr unsere Ruhe.

Und nun auf nach Sanssouci! Gustav Karpeles.

Die Abendgesellschaft beim Grafen Fabrice.

* Dresden, 10. Januar. Alljährlich nach Schluß der Feiertagszeit, welche den Uebergang vom alten ins neue Jahr vermittelt, öffnen sich die Salons im ersten Stockwerk des Ministerhotels auf der Seestraße, welches der Vorsitzende im Ministerium, Kriegsminister General Graf Fabrice bewohnt, zu der ersten von ihm und seiner Gemahlin Namens der königl. Staatsregierung gegebenen Abendgesellschaft, zu welcher stets eine große Anzahl Einladungen an Damen und Herren der verschiedensten Stände ergehen. Auch gestern Abend brannten die Gaspyramiden vor dem Ministerhotel und die nach der Seestraße und Promenade herausgehende Zimmerflucht im ersten Stock strahlte im Glanze vieler hundert Wachskerzen, unten im Portale aber, wo der Doppelposten steht, rollte nach 8 Uhr Wagen auf Wagen herein, denen gepuzte Damen und Herren in Uniform oder Salonkleidern entstiegen, um die Abendgesellschaft des Grafen Fabrice zu besuchen, deren Beginn, wie gewöhnlich, auf 8½ Uhr angesetzt war. Auf der Treppe zunächst dem Vorzimmer, wo die Ankommenden noch mit Hilfe der großen Spiegel daselbst einen letzten musternden Blick auf ihr Aeußeres werfen, faßten die Diener und Ordonnanzen Posto, um die Hüllen der Damen, die Mäntel der Herren zu bewahren bis zum Schlusse der Gesellschaft, während Diejenigen, welche ohne dienstbare Geister kamen, in der Garderobe im Hausflur sich ihrer Oberröcke entledigten.

Vom Vorzimmer aus führen Flügeltüren, welche den Gästen von zwei Dienern geöffnet werden, in das Arbeitszimmer des Hausherrn, welcher dort in Generalsuniform gemeinsam mit seiner Gemahlin die eintretenden Gäste mit freundlichen Worten begrüßte und willkommen hieß. Gräfin Fabrice trug eine schwarze Spitzenrobe, wie denn überhaupt der größte Theil der erschienenden Damen wegen der infolge des Ablebens der Wittwe des Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, welcher der sächsischen Armee lange Zeit angehört hat, anbefohlenen Hoftrauer in Schwarz gekleidet ging. Wie gewöhnlich war auch dies Mal wieder die Armeeuniform am stärksten vertreten und die „junge Garde" des k. s. (XII.) Armeecorps insonderheit von der Cavallerie hatte ein starkes Contingent der Besucher gestellt, welche in ihrem blitzenden funkelnden Waffenkleid, mit den frischen Gesichtern und geschmeidigen Gestalten viel schöne Augen gefangen nahmen. Der schwarze Frack zeigte sich dies Mal aber gleichfalls ziemlich oft in dem Kaleidoskop, welches die Zimmer mit den geputzten und lebhaft plaudernden Menschenhaufen, zwischen denen sich die Diener mit den Platten voll erfrischender Getränke geräuschlos hindurchschoben, darstellten. Sowohl der Landtag, wie die Vertreter der königlichen Civilbehörden und der Stadtverwaltung waren in verschiedenen bekannten Persönlichkeiten auf der Abendgesellschaft anwesend, nicht minder hatte Kunst und Wissenschaft, der Geldadel und die Geisteswelt, sowie auch die Tagespresse ihre Repräsentanten zur Stelle.

Während anfänglich die vorderen Zimmer den miteinander plaudernden Gruppen zum Aufenthalt dienten, schoben sich letztere, je weiter der Zeiger auf den Pendulen vorwärts rückte, langsam und allmälig immer weiter nach dem Saale, wo das Musikcorps des Leibgrenadier-Regiments unter Leitung seines Directors Ehrlich verlockende Weisen erschallen ließ. Gegen 9 Uhr war der Saal und die ihm zunächst liegenden Zimmer zum größten Theil mit Gästen gefüllt, die namentlich in der letzten halben Stunde immer zahlreicher erschienen waren und durch das fortwährende Zuströmen neuer Ankömmlinge die Gesellschaft in fortwährender Bewegung erhielten. Dann aber trat ein gewisser Stillstand ein und das Auge konnte einzelne Gruppen umfassen, alte Bekannte aufsuchen und erkennen, Toiletten und Uniformen studiren und einen Ueberblick über das Ganze gewinnen.

Während im Saale selbst die Officiersuniform in allen Waffenarten vorherrschte und nur einzelne Damen aus den dichten Reihen der glänzenden Herren hervorstachen, hatten sich die Schönen namentlich in dem mittleren Saal-Vorzimmer zu einem anmuthigen Kranze zusammengefunden und der Blick streifte mit Vergnügen die holden Mädchen und Frauen, welche hier plaudernd und lachend neben und hinter einander standen. Die Hoftrauer ließ in den Robenfarben das Schwarz vorherrschen, von dem aber die dazu getragenen blitzenden Brillanten, die matten Perlen am Busen, am Hals und im Haar um so wirkungsvoller abstachen. Viele junge Damen trugen Weiß und Perlen und nur zwei bunte Toiletten fielen ins Auge. Fräulein Diacono erschien in blauer Robe mit Rosen und eine andere junge Schöne ging in Rosa, sonst war die ganze schöne Welt in Schwarz und Weiß gekleidet. Unter den Uniformen der Herren fielen dies Mal vornehmlich zwei in die Augen, diejenige eines schmucken Marineofficiers und das Waffenkleid, in welchem der Landtagsabgeordnete und Rittmeister der Landwehr Geißler die Soirée besuchte; sie ähnelt derjenigen der Artillerie, ist aber an Kragen und Aufschlägen mit Goldlitze und Schnüren verziert.

Die Hofschauspielerin Frl. Tullinger in Weiß, welche mit zwei Collegen an der Saalthür plaudert, wird durch den Geh. Rath v. Watzdorf freundlich begrüßt, unweit davon schreitet Graf Luckner, am Arm eine volle Blondine, dem letzten Vorzimmer zu. An jenem Spiegeltische lehnt der allbekannte Präsident der II. Kammer, Geh. Rath Haberkorn mit dem scharfgeschnittenen Gesichte, neben ihm sein treuer Helfer in Führung des Kammerpräsidiums, Oberbürgermeister Streit aus Zwickau. Hier wird Stabsarzt Dr. Jacobi von einem Hofschauspieler um eine Auskunft gebeten, dort ist Professor Schilling in ein längeres Gespräch mit dem Major von Hindler verflochten. Generalarzt Professor Dr. Roth und Oberst von Hedenberg, die sich lebhaft unterhalten, treten, drüben sich verbeugend, zurück, als eine jugendliche Brünette mit fein geschnittenem Antlitz eine kleine alte Dame, die am Stocke geht, nach dem Saale führt. Der Commandeur des Gardereiter-Regiments Oberstlieutenant von der Planitz scherzt im Nebenzimmer mit mehreren schlanken Damen und den Artilleriegeneral von Schweinitz, der jetzt von dem Vorderzimmern her kommt, grüßen viele der jüngeren Officiere. Dort tauschen eine Anzahl jüngerer Sanitätsofficiere ihre gemachten Beobachtungen aus, dort bemerkt man die stattliche Gestalt des Commandeurs des Husarenregiments Nr. 18, Oberstlieutenant Schulze, welcher wie der Riese Goliath erscheint, wenn man den ihm Person sehr kleinen Rittmeister von Schwerdtner vom selben Regimente dagegen betrachtet. In jenem Zimmer erläutert der Oberbürgermeister Dr. Stübel einem erdengeschmückten Herrn im Civilfrack eine neue Abbruchphase Dresdens, unter der Thür steht der Divisionair Generallieutenant von Rudorff in Unterhaltung mit einem Ulanenstabsoffizier und auch die Minister von Nostitz-Wallwitz, Dr. von Gerber, von Abeken und Freiherr von Könneritz, mit breiten Ordensbändern geschmückt, ziehen verschiedene Herren durch längere Unterredungen aus. Die Directoren des Grünen Gewölbes und des Johanneums, Gebrüder Erbstein, sind gleichfalls anwesend, nicht minder der königl. Commissar vom „Dresdner Journal", Geh. Rath Häpe, verschiedene Redacteure hiesiger, sowie Correspondenten auswärtiger Blätter und auch der moderne Rock des Geistlichen ist mehrfach zu bemerken.

So vergeht die Zeit bis 9¼ Uhr. Da kommt Graf Fabrice und sein Adjutant die Zimmerflucht entlang, mit dem Säbel von Zeit zu Zeit auf den teppichbelegten Boden aufstoßend, alsbald verstummt überall die Unterhaltung, gleich darauf kommen die Majestäten durch die sich verneigende